



Julia sitzt mit ihren Eltern Joel und Helen gerade am Frühstückstisch, als die Neuigkeit über sie hereinbricht: Die Erde dreht sich plötzlich langsamer. Tage und Nächte werden länger. Jegliche Orientierung geht verloren. Auf einmal ist alles anders. Denn auf einmal könnte jede Entscheidung die letzte sein. Als Julias Vater mit dem Gedanken spielt, seine Frau für Julias Klavierlehrerin zu verlassen, die sich nicht von der allgemeinen Panik anstecken lässt. Und Julias Mutter gegen ihre Depressionen ankämpft. Und als Julia sich zum ersten Mal verliebt ...

KAREN THOMPSON WALKER, Anfang dreißig, geboren und aufgewachsen in San Diego, Kalifornien, hat an der UCLA und an der Columbia University studiert. Sie schrieb »Ein Jahr voller Wunder« in den Morgenstunden, bevor sie ihrer Arbeit als Lektorin in einem Verlag nachging. Der Roman erregte enormes Aufsehen, wurde zum New-York-Times-Bestseller und erscheint in 26 Ländern. Karen Thompson Walker lebt mit ihrem Ehemann in Brooklyn, New York.

KAREN  
THOMPSON WALKER

*Ein Jahr  
voller Wunder*

Roman

*Deutsch von  
Astrid Finke*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »The Age of Miracles« bei Random House, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2015  
Copyright © 2012 by Karen Thompson Walker  
All Rights Reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag in  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile München

Umschlagmotiv: © Shutterstock / kstudija/secondcorner/iralu

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74556-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

Für meine Eltern  
und  
für Casey



»Hier in den letzten Minuten, ganz am Ende der Welt  
zieht jemand eine Schraube an, dünner als eine Wimper,  
ordnet jemand mit schmalen Handgelenken Blumen ...«

*Noch ein Ende der Welt*, James Richardson





Wir bemerkten es nicht sofort. Wir konnten es nicht spüren.

Wir nahmen, anfangs, die zusätzliche Zeit nicht wahr, die am glatten Rand jedes Tages answoll wie ein Tumor unter der Haut.

Wir waren damals abgelenkt, von Wetter und Krieg. Für die Drehung der Erde interessierten wir uns nicht. Immer noch explodierten Bomben auf den Straßen ferner Länder. Hurrikane zogen vorüber. Der Sommer ging zu Ende. Ein neues Schuljahr begann. Die Uhren tickten wie üblich. Sekunden fädelten sich zu Minuten auf. Minuten wuchsen zu Stunden an. Und nichts deutete darauf hin, dass diese Stunden sich nicht weiterhin zu Tagen ansammelten, jeder von derselben, unveränderlichen, allen Menschen bekannten Länge.

Aber es gab jene, die später behaupten würden, die Katastrophe schon vor uns anderen bemerkt zu haben. Das waren die Nachtarbeiter, die Schichtdienstler, die Regalauffüller und Hafenarbeiter, die Fahrer der Sattelzüge oder die Träger anderer Bürden: die Schlaflosen und die Sorgenschweren und die Kranken. Diese Leute waren daran gewöhnt, auf das Ende der Nacht zu warten. Aus blutunterlaufenen Augen bemerkten einige eine gewisse Beharrlichkeit der Dunkelheit an den der Meldung vorausgehenden Morgen, doch jeder missdeutete sie

als die persönliche Sinnestäuschung eines einsamen, verstörten Geistes.

Am sechsten Oktober gingen die Experten an die Öffentlichkeit. Das ist selbstverständlich der Tag, an den wir alle uns erinnern. Es habe eine Veränderung stattgefunden, sagten sie, eine Verlangsamung, und so nannten wir es von da an: *die Verlangsamung*.

»Wir können noch nicht einschätzen, ob diese Tendenz sich fortsetzen wird«, sagte ein schüchtern, bärtiger Wissenschaftler auf einer hastig einberufenen, inzwischen berüchtigten Pressekonferenz. Er räusperte sich und schluckte. Blitzlichter blendeten ihn. Dann kam die Passage, die hinterher so häufig wiederholt wurde, dass die spezielle Sprachmelodie dieses Wissenschaftlers – die Senkungen und die Pausen und der schwache mittelwestliche Akzent – unauflöslich mit der Meldung selbst verknüpft bleiben sollte. Er sprach weiter: »Aber wir befürchten, dass sie sich fortsetzen wird.«

Unsere Tage waren über Nacht um sechsundfünfzig Minuten angewachsen.

Zu Anfang standen die Menschen an Straßenecken und beschworen lautstark den Weltuntergang. Seelsorger kamen in die Schule, um mit uns zu sprechen. Ich weiß noch, dass ich Mr Valencia von nebenan dabei beobachtete, Konservendosen und Wasserflaschen in seiner Garage zu stapeln, als bereitete er sich auf eine, wie es mir heute erscheint, viel geringfügigere Katastrophe vor.

Die Supermärkte waren bald leer, die Regale blank wie abgenagte Hühnerknochen.

Die Schnellstraßen waren sofort verstopft. Die Leute hörten die Nachrichten, und sie wollten weg. Familien quetschten sich in Minivans und überquerten Staatengrenzen. Sie huschten in

alle Richtungen wie kleine Tiere, die plötzlich von einem Licht erfasst werden.

Aber natürlich konnte man nirgendwo auf der Erde hin.

Die Meldung wurde an einem Samstag veröffentlicht. Bei uns zu Hause zumindest hatte die Veränderung unbemerkt stattgefunden. Wir schliefen noch, als die Sonne an jenem Morgen aufging, und deshalb nahmen wir nichts Ungewöhnliches im Zeitablauf wahr. Diese letzten Stunden, bevor wir von der Verlangsamung erfuhren, sind mir – selbst nach all diesen Jahren – im Gedächtnis erhalten geblieben, als wären sie hinter Glas eingeschlossen.

Meine Freundin Hanna hatte bei mir übernachtet, und wir lagen in Schlafsäcken auf dem Wohnzimmerfußboden, wo wir schon hundert andere Nächte nebeneinander geschlafen hatten. Beim Aufwachen hörten wir das Schnurren von Rasenmähermotoren und das Bellen von Hunden, das leise Quietschen eines Trampolins, auf dem die Zwillinge nebenan sprangen. In einer Stunde trügen wir beide blaue Fußballtrikots – die Haare aus dem Gesicht gebunden, Sonnenmilch aufgetragen, klackernde Stollen auf dem Fliesenboden.

»Ich hatte letzte Nacht einen total seltsamen Traum«, sagte Hanna. Sie lag auf dem Bauch, den Kopf auf einen Ellbogen gestützt, ihre langen blonden Haare klemmten zerzaust hinter den Ohren. Sie hatte eine gewisse dünne Schönheit, die ich auch gern gehabt hätte.

»Du hast immer seltsame Träume«, sagte ich.

Sie zog den Reißverschluss ihres Schlafsacks herunter und setzte sich auf, drückte die Knie an die Brust. An ihrem schmalen Handgelenk klimperte ein Bettelarmband mit vielen Anhängern. Darunter: die Hälfte eines kleinen Messingherzens, dessen andere Hälfte mir gehörte.

»In dem Traum war ich bei mir zu Hause, aber es war nicht unser Haus«, fuhr sie fort. »Ich war bei meiner Mutter, aber sie war nicht meine Mutter. Meine Schwestern waren nicht meine Schwestern.«

»Ich erinnere mich fast nie an meine Träume«, sagte ich und stand dann auf, um die Katzen aus der Garage zu lassen.

Meine Eltern verbrachten den Morgen so, wie sie jeden Morgen verbrachten, sie lasen am Esszimmertisch die Zeitung. Ich sehe sie noch dort sitzen: Meine Mutter in ihrem grünen Bademantel und mit nassen Haaren überflog rasch die Seiten, während mein Vater schweigend und vollständig angezogen alle Artikel in der Reihenfolge las, in der sie abgedruckt waren, und sich die Spalten in seinen dicken Brillengläsern spiegelten.

Mein Vater bewahrte die Zeitung jenes Tages noch lange auf, weggeräumt wie ein Erbstück, ordentlich gefaltet neben der vom Tag meiner Geburt. Die Seiten dieser Samstagsausgabe waren schon gedruckt, bevor die Nachricht gemeldet wurde, und berichten von steigenden Immobilienpreisen in der Stadt, der fortschreitenden Erosion an mehreren Stränden der Gegend und Plänen für eine neue Autobahnüberführung. In jener Woche war ein Surfer von einem Weißen Hai angegriffen worden; Grenzschutzbeamte entdeckten einen fünf Kilometer langen Drogenschmuggel-Tunnel zwei Meter unter der Grenze zwischen den USA und Mexiko; und die Leiche eines lange vermissten Mädchens wurde unter einem Haufen weißer Steine begraben in der weiten, leeren Wüste im Osten gefunden. Die Uhrzeiten von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang an die-

sem Tag stehen in einer Tabelle auf der letzten Seite, Voraussagen, die natürlich nicht eintrafen.

Eine halbe Stunde, bevor wir die Meldung hörten, fuhr meine Mutter Bagels kaufen.

Ich glaube, die Katzen spürten die Veränderung vor uns. Es waren beides Siamkatzen, aber unterschiedliche Züchtungen. Chloe war schläfrig und zart und lieb. Tony war das Gegenteil: ein altes und ängstliches Geschöpf, möglicherweise geistig gestört, ein Kater, der sich das eigene Fell in Büscheln ausriss und im Haus hinterließ wie winzige, über den Teppich treibende Steppenläufer.

In jenen letzten Minuten, während ich Trockenfutter in ihre Schüsseln schüttete, kreiselten die Ohren beider Katzen nervös zum Vorgarten herum. Vielleicht spürten sie es, irgendwie, eine Verschiebung in der Luft. Sie kannten beide das Geräusch des in die Einfahrt biegenden Volvos meiner Mutter, aber später fragte ich mich, ob sie außerdem das ungewöhnlich schnelle Drehen der Reifen hörten, als meine Mutter eilig das Auto parkte, oder die Panik in dem lauten Knirschen der Handbremse, die sie mit einem Ruck anzog.

Bald schon konnte sogar ich die Stimmungslage meiner Mutter am Stampfen ihrer Füße auf der Veranda erkennen, am planlosen Rasseln der Schlüssel an der Tür – sie hatte die inzwischen nur allzu bekannten ersten Berichte auf der Heimfahrt vom Bagelladen im Autoradio gehört.

»Stell sofort den Fernseher an.« Sie war atemlos und verschwitzt. Den Schlüssel hatte sie im Schloss stecken lassen, wo der Bund den ganzen Tag baumeln sollte. »Da passiert etwas Grauensvolles.«

An die Ausdrucksweise meiner Mutter waren wir gewöhnt. Sie schwang große Reden. Sie wetterte. Sie übertrieb und über-

spitzte. *Grauevoll* hätte alles heißen können. Es war ein ausgedehntes Netz von einem Begriff, das tausend Möglichkeiten fasste, die meisten davon harmlos: heiße Tage und Verkehrsstaus, undichte Rohre und lange Schlangen. Selbst Zigarettenrauch, wenn er zu dicht heranwehte, konnte *wirklich und wahrhaftig grauevoll* sein.

Wir reagierten nur langsam. Mein Vater in seinem fadenscheinigen gelben *Padres*-T-Shirt blieb am Tisch sitzen, eine Hand auf der Kaffeetasse, die andere um den Nacken gelegt, und las einen Artikel im Wirtschaftsteil fertig. Ich öffnete die Bagelstüte und ließ das Papier zwischen meinen Fingern knistern. Selbst Hanna kannte meine Mutter gut genug, um einfach mit dem fortzufahren, was sie gerade tat – im untersten Fach des Kühlschranks nach dem Frischkäse zu wühlen.

»Seht ihr euch das an?«, fragte meine Mutter. Taten wir nicht.

Meine Mutter war einmal Schauspielerin gewesen. Ihre alten Werbespots – hauptsächlich für Haarpflegemittel und Küchenprodukte – waren alle in einem niedrigen Stapel staubiger schwarzer Videokassetten begraben, der neben dem Fernseher stand. Mir wurde ständig erzählt, wie schön sie als junge Frau gewesen war, und ich konnte es noch an ihrer ebenmäßigen Gesichtshaut und den hohen Wangenknochen erkennen, aber sie hatte in mittleren Jahren zugenommen. Nun unterrichtete sie einen Schauspielkurs und vier Geschichtskurse an der Highschool. Wir wohnten hundertfünfzig Kilometer von Hollywood entfernt.

Sie stand auf unseren Schlafsäcken, einen halben Meter vor dem Fernseher. Wenn ich jetzt daran denke, stelle ich mir vor, dass sie eine Hand auf den Mund gelegt hatte, wie sie es immer tat, wenn sie sich Sorgen machte, aber damals war mir nur peinlich, dass die schwarzen Gummisohlen ihrer Turnschuhe

Hannas Schlafsack zerknitterten, ein Modell aus zarter Baumwolle, rosa und gepunktet und nicht für die raue Umgebung eines Zeltplatzes, sondern ausschließlich für die dicken, weichen Teppiche beheizter Häuser gedacht.

»Habt ihr mich gehört?« Meine Mutter drehte sich zu uns um. Ich hatte den Mund voller Bagel mit Frischkäse. Ein Sesamsamen hatte sich zwischen meinen Schneidezähnen verklemmt. »Joel!«, schrie sie meinen Vater an. »Im Ernst. Das ist schauderhaft.«

Da blickte mein Vater von der Zeitung auf, hielt aber immer noch den Zeigefinger fest auf die Seite gedrückt, um seine Stelle zu markieren. Woher hätten wir wissen sollen, dass die Mechanismen des Universums das Feuer der Worte meiner Mutter schließlich gerechtfertigt hatten?



Wir waren Kalifornier und daher an die Bewegungen der Erde gewöhnt. Uns war klar, dass der Boden erbeben und erschauern konnte. Wir hatten immer Batterien in unseren Taschenlampen und Wasserflaschen in den Schränken. Wir nahmen hin, dass Risse in unseren Bürgersteigen auftauchen konnten. Swimmingpools schwappten manchmal wie Wasserschüsseln über. Wir waren sehr geübt darin, unter Tischplatten zu kriechen, und wir wussten, dass wir uns vor fliegenden Glassplittern zu hüten hatten. Zu Beginn jedes Schuljahrs packten wir eine große Tüte mit unverderblichen Lebensmitteln, für den Fall, dass wir durch das Große Beben in der Schule festsaßen. Aber wir Kalifornier waren auf dieses spezielle Unglück nicht besser vorbereitet als jene, die ihr Heim auf beständigere Boden gebaut hatten.

Als wir an jenem Morgen endlich begriffen, was los war, rannten Hanna und ich nach draußen, um den Himmel nach Indizien abzusuchen. Doch der Himmel war nur der Himmel – ein normales, wolkenloses Blau. Die Sonne schien unverändert. Eine vertraute Brise wehte vom Meer her, und die Luft roch, wie sie damals immer roch, nach gemähtem Gras und Jelängerjelierer und Chlor. Die Eukalyptusbäume wedelten noch wie Seeanemonen im Wind, und der Krug Sonnentee meiner Mutter sah beinahe dunkel genug zum Trinken aus. In der Ferne

hinter unserem Gartenzaun hallte und brummte nach wie vor die Schnellstraße. Die Stromleitungen summteten weiter. Hätten wir einen Fußball in die Luft geworfen, hätten wir möglicherweise nicht einmal bemerkt, dass er ein bisschen schneller nach unten fiel, dass er ein bisschen fester auf dem Boden aufschlug als früher. Ich war elf Jahre alt in der Vorstadt. Meine beste Freundin stand neben mir. Ich konnte nicht einen einzigen Gegenstand entdecken, der nicht in Ordnung oder nicht da war, wo er hingehörte.

In der Küche überprüfte meine Mutter schon die Regale auf Lebensnotwendiges, zog Schranktüren auf und inspizierte Schubladen.

»Ich will nur wissen, wo die ganzen Notvorräte sind«, sagte sie. »Wir wissen nicht, was passieren kann.«

»Ich glaube, ich sollte lieber nach Hause gehen«, sagte Hanna, immer noch in ihrem lila Schlafanzug, die Arme um die winzige Taille geschlungen. Sie hatte sich das Haar nicht gekämmt, dabei brauchte es Zuwendung, da es seit der zweiten Klasse nicht mehr geschnitten worden war. Aus irgendeinem Grund hatten alle mormonischen Mädchen lange Haare. Hannas hingen bis zur Taille und liefen unten spitz zu wie eine Flamme.

»Meine Mutter flippt wahrscheinlich auch aus«, sagte sie.

In Hannas Elternhaus wimmelte es von Schwestern, aber in meinem wohnte nur ein Kind, und die Zimmer fühlten sich ohne sie immer zu still an. Ich ließ sie nie gern gehen.

Ich half ihr, den Schlafsack zusammenzurollen. Sie packte ihre Tasche.

Hätte ich gewusst, wie viel Zeit vergehen würde, ehe wir einander wiedersahen, hätte ich mich anders verabschiedet. Aber wir winkten nur, Hanna und ich, und dann fuhr mein Vater sie zurück nach Hause, drei Straßen weiter.

Es gab keine Bilder, die man im Fernsehen zeigen konnte, keine brennenden Gebäude oder eingestürzten Brücken, kein verdrehtes Metall oder versengte Erde, keine Häuser, die von Fundamenten abrutschten. Niemand war verletzt. Niemand war tot. Es war, zu Anfang, eine ziemlich unsichtbare Katastrophe.

Ich glaube, das erklärt, warum ich zuerst keine Angst empfand, sondern Nervenkitzel. Es war ein wenig aufregend – ein plötzlicher Funke inmitten des Alltäglichen, der Schimmer des Unerwarteten.

Aber meine Mutter war zu Tode erschrocken.

»Wie konnte das passieren?«, fragte sie.

Unentwegt steckte sie sich eine Spange ins Haar und zog sie wieder heraus. Es war dunkel und schön, zum Teil dank einer tiefbraunen Färbung.

»Vielleicht war es ein Meteor?«, sagte ich. In Naturkunde hatten wir das Universum durchgenommen, und ich hatte die Anordnung der Planeten auswendig gelernt. Ich kannte die Namen sämtlicher Dinge, die im All herumschwebten. Es gab Kometen und schwarze Löcher und Haufen von riesigen Gesteinsbrocken. »Oder vielleicht eine Atombombe?«

»Das war keine Atombombe«, sagte mein Vater. Die Muskeln an seinem Kiefer spannten sich an, während er dem Geschehen auf dem Bildschirm folgte. Er stand mit verschränkten Armen und breitbeinig da. Hinsetzen wollte er sich nicht.

»Bis zu einem gewissen Grad können wir uns anpassen«, sagte ein Wissenschaftler im Fernsehen gerade. Man hatte ihm ein winziges Mikrofon an den Kragen gesteckt, und ein Nachrichtensprecher bohrte nach den dunkleren Möglichkeiten. »Aber falls die Erdrotation sich weiter verlangsamt – und das ist jetzt reine Spekulation –, würde ich sagen, dass wir mit radikalen Wetterveränderungen zu rechnen haben. Wir würden

Erdbeben und Tsunamis erleben. Möglicherweise sterben massenhaft Pflanzen- und Tierarten aus. Die Meere könnten sich nach und nach Richtung Pole verschieben.«

Hinter uns raschelten unsere Lamellenvorhänge in der Brise, und in der Ferne surrte ein Hubschrauber, das Knattern der Rotorblätter wehte durch die Fliegengitter ins Haus.

»Aber was um alles in der Welt kann so etwas verursachen?«, fragte meine Mutter.

»Helen«, sagte mein Vater. »Ich weiß auch nicht mehr als du.«

Wir alle vergaßen das Fußballspiel an diesem Tag. Mein Trikot würde den ganzen Tag gefaltet in einer Schublade bleiben. Meine Schienbeinschützer lagen unbenutzt unten in meinem Kleiderschrank.

Später hörte ich, dass nur Michaela zum Spiel auftauchte, wie üblich zu spät, die Stollenschuhe in der Hand, die langen Haare offen, so dass ihr die roten Locken in und aus dem Mund flogen, als sie auf Socken den Hügel hinauf zum Platz rannte – nur um festzustellen, dass kein einziges Mädchen sich aufwärmte, kein einziges blaues Trikot im Wind flatterte, kein einziger geflochtener Zopf hüpfte, weder Eltern noch Trainer auf dem Rasen standen. Keine Mütter mit Sonnenkappen schlürften Eistee, keine Väter in Flipflops stapften am Spielfeldrand auf und ab. Der obere Parkplatz, musste sie in dem Moment bemerkt haben, war leer. Nur die Netze waren noch da und blähten sich lautlos in den Toren, als einziger Beweis, dass jemals auf diesem Platz Fußball gespielt worden war.

»Und du kennst ja meine Mutter«, erzählte Michaela mir Tage später in der Mittagspause, in Nachahmung der sexyeren Siebtklässlerinnen an eine Mauer gelehnt. »Bis ich wieder unten auf den Parkplatz kam, war sie weg.«

Michaelas Mutter war die jüngste Mutter. Selbst die glamou-

rösesten der anderen Mütter waren damals mindestens fünf- unddreißig, und meine war schon vierzig geworden. Michaelas hingegen war erst achtundzwanzig, was ihre Tochter zwar abstritt, wir alle jedoch für wahr hielten. Ihre Mutter hatte immer einen anderen Freund an ihrer Seite. Ihre glatte Haut und ihr straffer Körper, die hohen Brüste und schlanken Oberschenkel bildeten zusammen die Quelle von etwas Beschämendem, was wir, wenn auch nur schwach, wahrnahmen. Michaela war das einzige Kind, das ich kannte, das in einer Mietwohnung lebte, und von einem Vater war nie die Rede.

Michaelas junge Mutter hatte die Nachrichten einfach verschlafen.

»Du hast nichts darüber im Fernsehen gehört?«, fragte ich Michaela später in der Woche.

»Wir haben kein Kabel, schon vergessen? Ich mach das Ding überhaupt nie an.«

»Und was ist mit dem Autoradio?«

»Kaputt«, sagte sie.

Schon an normalen Tagen war Michaela ständig darauf angewiesen, mitgenommen zu werden. An jenem ersten Tag der Verlangsamung saß Michaela auf dem Fußballplatz fest und kämpfte eine Weile mit einer uralten, nicht mehr funktionierenden und von ihrem Schöpfer längst vergessenen Telefonzelle – wir anderen besaßen alle Handys –, bis schließlich der Trainer auftauchte, um eventuell dennoch Erschienenen mitzuteilen, dass das Spiel abgesagt oder zumindest doch verschoben sei, und Michaela nach Hause fuhr.

Um die Mittagszeit an jenem ersten Tag hatten die Sender keine neuen Informationen mehr. Trotzdem berichteten sie einfach weiter, käuten dieselben kleinen Nachrichtenbrocken wieder und wieder. Es war egal, wir waren gefesselt.

Ich verbrachte den gesamten Tag nur wenige Meter vor dem Fernseher auf dem Teppich sitzend gemeinsam mit meinen Eltern. Ich weiß noch genau, wie es sich anfühlte, diese seltsamen Stunden zu durchleben. Es war ein beinahe körperliches Bedürfnis: zu erfahren, was auch immer es zu erfahren gab.

In regelmäßigen Abständen machte meine Mutter einen Rundgang durchs Haus, überprüfte eine nach der anderen die Armaturen, begutachtete Farbe und Klarheit des Wassers.

»Mit dem Wasser wird nichts passieren, Liebling«, sagte mein Vater. »Es ist ja kein Erdbeben.«

Er hielt die Brille in der Hand und putzte die Gläser mit dem Saum seines T-Shirts sauber, als wäre unser Problem lediglich eines der Sicht. Ohne Brille wirkten seine Augen auf mich immer zusammengekniffen und zu klein.

»Du tust, als wäre das alles nichts Besonderes«, sagte sie.

Das war eine Zeit, als die Meinungsverschiedenheiten meiner Eltern noch klein waren.

Mein Vater hielt seine Brille ins Licht und setzte sie dann bedächtig auf die Nase.

»Sag mir, was ich deiner Meinung nach tun soll, Helen«, sagte er. »Und ich tue es.«

Mein Vater war Arzt. Er glaubte an Probleme und Lösungen, Diagnose und Behandlung. Sorgen waren in seinem Verständnis Zeitverschwendung.

»Die Menschen sind in Panik«, sagte meine Mutter. »Was ist mit den ganzen Leuten, die für die Wasserversorgung und das Stromnetz zuständig sind? Was ist mit der Lebensmittelversorgung? Was, wenn sie ihre Posten verlassen?«

»Wir können nichts anderes tun, als die Sache auszusitzen«, sagte er.

»Na, das ist ja ein guter Plan«, sagte sie. »Ein ganz hervorragender Plan.«

Sie eilte hinaus in die Küche, ihre nackten Füße klatschten auf die Fliesen. Ich hörte das Klicken und Quietschen der Hausbar, das Klirren von Eiswürfeln in einem Glas.

»Bestimmt kommt alles wieder in Ordnung.« Ich war plötzlich von einem Drang erfasst, etwas Fröhliches zu sagen, er stieg in meiner Kehle hoch wie ein Husten. »Bestimmt wird alles wieder gut.«

Schon strömten die Spinner und die Genies aus der Wildnis, setzten sich in Talkshows und wedelten mit den wissenschaftlichen Abhandlungen, deren Veröffentlichung die etablierten Zeitschriften abgelehnt hatten. Diese einsamen Wölfe behaupteten, das Unglück kommen gesehen zu haben.

Meine Mutter kehrte mit einem Whisky in der Hand zur Couch zurück.

Vom unteren Bildschirmrand brüllte uns eine Frage in roten Blockbuchstaben an. Diese Frage lautete: *Ist das Ende nah?*

»Ach, komm«, sagte mein Vater. »Das ist doch reine Sensationsgier. Was erzählen sie denn auf den öffentlichen Sendern?« Die Frage löste sich in der Luft auf. Niemand schaltete um. Dann warf er mir einen Blick zu und sagte zu meiner Mutter: »Ich finde nicht, dass sie das sehen sollte. Julia, willst du ein bisschen Fußball spielen?«

»Nein, danke.« Ich wollte keine einzige Meldung verpassen.

Ich hatte mir das Sweatshirt über die Knie gezogen. Tony lag neben mir auf dem Teppich, seine Pfoten waren ausgestreckt, sein Atem ging keuchend. Er war so knochig, dass man die einzelnen Wirbel erkennen konnte. Chloe versteckte sich unter der Couch.

»Komm, wir gehen mal ein Weilchen raus.«

Er wühlte meinen Fußball aus dem Flurschrank und quetschte ihn zwischen den Händen.

»Fühlt sich ein bisschen weich an«, sagte er.

Er handhabte die Pumpe wie eines seiner medizinischen Geräte, führte die Nadel mit der Präzision und Sorgfalt eines Chirurgen in die Öffnung ein und pumpte dann methodisch, wie bei einem Beatmungsgerät, wartete immer, bis der letzte Luftschwall in den Ball gedrungen war, ehe er den nächsten hineindrückte.

Widerstrebend band ich mir die Schuhe zu, und dann gingen wir nach draußen.

Eine Zeitlang schossen wir schweigend hin und her. Ich konnte immer noch die Nachrichtensprecher drinnen plappern hören. Ihre Stimmen vermischten sich mit dem dumpfen Geräusch von Fuß auf Ball.

Die Nachbargärten waren verlassen. Schaukeln standen still wie Ruinen. Das Trampolin der Zwillinge hatte aufgehört zu quietschen. Meine Gedanken schweiften ab. Ich wollte zurück ins Haus.

»Der war schön«, sagte mein Vater. »Sehr treffsicher.«

Aber er verstand nicht viel von Fußball. Er trat mit der falschen Stelle am Fuß. Den nächsten traf ich zu fest, und der Ball verschwand im Jelängerjeliieber in der hinteren Ecke unseres Gartens. Daraufhin hörten wir auf zu spielen.

»Bei dir ist alles okay, oder?«, fragte er.

Große Vögel zogen ihre Kreise am Himmel. Das waren keine Vorstadtvögel. Es waren Falken und Adler und Krähen, deren mächtige Flügel von den wilderen Landschaften zeugten, die es östlich von hier immer noch gab. Sie schossen von Baum zu Baum, ihre Rufe übertönten das Gezwitscher unserer üblichen Gartenvögel.

Ich wusste, dass Tiere Gefahr oft witterten, wo Menschen nichts bemerkten, und in den Minuten oder Stunden vor einem Tsunami oder einem Waldbrand immer schon lange vor den Menschen begriffen, dass sie fliehen müssen. Ich hatte ge-



hört, dass Elefanten manchmal ihre Ketten zerrissen und höhere Lagen aufsuchten. Schlangen krochen zuweilen kilometerweit.

»Glaubst du, die Vögel wissen Bescheid?«, fragte ich. Die Muskeln in meinem Hals verspannten sich, als ich sie beobachtete.

Mein Vater betrachtete ihre Silhouetten eingehend, sagte aber nichts. Ein Falke landete in der Krone unserer Kiefer, schlug mit den Flügeln und hob dann wieder ab, nach Westen Richtung Küste.

Aus dem Haus rief meine Mutter durch die Fliegengittertür: »Jetzt sagen sie, es könnte sich irgendwie auf die Schwerkraft auswirken.«

»Wir kommen gleich«, sagte mein Vater.

Er drückte fest meine Schulter, dann legte er den Kopf in den Nacken wie ein Bauer, der Ausschau nach Regen hält. »Bitte denk daran, wie schlau die Menschen sind«, sagte er. »Überleg mal, was sie alles erfunden haben. Raumschiffe, Computer, künstliche Herzen. Wir lösen Probleme, weißt du? Die großen Probleme lösen wir immer. Wirklich.«

Danach gingen wir hinein, durch die Terrassentür und auf den Fliesenboden, und mein Vater bestand darauf, dass wir uns die Füße auf der Matte abtraten – als könnte es uns einen sicheren Übergang garantieren, uns an unsere Rituale zu erinnern –, bevor wir zurück ins Wohnzimmer zu meiner Mutter traten. Doch obwohl die Welt im Moment noch intakt war, spürte ich, während er sprach und während wir liefen, dass alles um mich herum bald aus den Fugen geraten würde.

In den folgenden Stunden warteten wir und machten uns Sorgen. Wir überlegten und grübelten und mutmaßten. Wir lernten neue Worte und neue Verfahren von den Wissenschaftlern

und Politikern, die über den Fernsehbildschirm und das Internet durch unser Wohnzimmer marschierten. Wir belauerten den Weg der Sonne über den Himmel wie noch nie zuvor. Meine Mutter trank Scotch auf Eis. Mein Vater tigerte auf und ab. Ich versuchte, Hanna anzurufen, aber es hob niemand ab. An jenem Samstag verlief die Zeit anders. Der Vormittag kam einem schon vor wie gestern. Als wir schließlich darauf warteten, dass die Sonne langsam hinter den Hügeln im Westen unterginge, hatte ich das Gefühl, mehrere Tage wären in der Haut dieses einen vergangen, als hätte sich der Tag um viel mehr als eine einzige, kleine Stunde aufgebläht.

Am späten Nachmittag stieg mein Vater die Treppe zum Schlafzimmer meiner Eltern hoch und kehrte verwandelt in Hemd und dunklen Socken zurück. Lederschuhe schaukelten an zwei seiner Finger.

»Willst du weg?«, fragte meine Mutter.

»Ich hab um sechs Dienst, schon vergessen?«

Mein Vater verdiente sein Geld damit, Kinder auf die Welt zu holen, und er war auf Hochrisikogeburten spezialisiert. Oft hatte er Bereitschaftsdienst und manchmal die Nachtschicht in der Klinik. Er arbeitete häufig am Wochenende.

»Geh nicht«, sagte meine Mutter. »Nicht heute.«

Ich weiß noch, dass ich hoffte, sie könnte ihn zum Bleiben überreden, aber er band sich weiter die Schuhe zu. Die Schlingen seiner Schleifen wollte er immer genau gleich groß haben.

»Sie werden Verständnis haben, wenn du nicht kommst«, sagte meine Mutter. »Da draußen herrscht Chaos, bei dem Verkehr und der Panik und allem.«

Einige Patientinnen meines Vaters hatten Monate im Krankenhaus verbracht, um nur ihre Babys so lange im Bauch zu behalten, bis sie stark genug waren, die Welt zu überleben.

»Ach, Helen«, sagte er. »Du weißt doch, dass ich nicht bleiben kann.«

Er stand auf und klopfte seine Taschen ab. Ich hörte das gedämpfte Klimpern von Schlüsseln.

»Wir brauchen dich hier«, sagte meine Mutter. Sie lehnte den Kopf mit der Seite an die Brust meines Vaters – er war gute dreißig Zentimeter größer. »Wir möchten wirklich nicht, dass du gehst, stimmt's, Julia?«

Ich wollte auch, dass er blieb, aber ich war eine Expertin in Diplomatie geworden, wie es nur ein Einzelkind kann.

»Ich wünschte, er müsste nicht weg«, sagte ich vorsichtig. »Aber wenn es eben nicht anders geht.«

Da wandte sich meine Mutter von mir ab und sagte etwas leiser: »Bitte. Wir wissen nicht mal, was eigentlich los ist.«

»Komm schon, Helen.« Er strich ihr übers Haar. »Sei nicht so theatralisch. Bis morgen früh wird nichts passieren. Ich wette, die ganze Sache löst sich sowieso in Wohlgefallen auf.«

»Wie denn?«, fragte sie. »Wie stellst du dir das vor?«

Er küsste sie auf die Wange und winkte mir aus dem Flur zu. Dann ging er hinaus und zog die Tür zu. Bald hörten wir sein Auto in der Auffahrt anspringen.

Meine Mutter ließ sich neben mir auf die Couch fallen. »Wenigstens *du* lässt mich nicht im Stich«, sagte sie. »Dann müssen wir uns eben umeinander kümmern.«

In dem Moment wäre ich gern zu Hanna geflüchtet, aber ich wusste, es würde meine Mutter aufregen, wenn ich ginge.

Von draußen plätscherten Kinderstimmen ins Wohnzimmer. Durch die Vorhänge sah ich die Familie Kaplan über den Bürgersteig laufen. Samstag war ihr Sabbat, was bedeutete, sie fuhren den ganzen Tag nicht Auto. Inzwischen waren sie zu sechst: Mr und Mrs Kaplan, Jacob, Beth, Aaron und das Kleine im Sportwagen. Die Kinder gingen auf die jüdische Tagesschule

im Norden, und sie kleideten sich überwiegend schwarz, auf eine Art, die mich an die Figuren in alten Filmen erinnerte, ein Geflatter langer Röcke und schwarzer Hosen. Beth Kaplan war in meinem Alter, doch ich kannte sie nicht gut. Sie blieb für sich. Sie trug ein langärmeliges Oberteil und einen langen, rechteckigen schwarzen Rock, aber schicke rote Lacklederschuhe. Ich dachte mir, die Fußbekleidung sei ihre einzige Möglichkeit, zu glänzen. Als sie an unserem Haus vorbeizogen – das kleinste Kind pflückte Löwenzahn am Rande unseres Rasens –, fiel mir ein, dass sie vielleicht noch gar nichts von der Verlangsamung wussten.

Viel später hörte ich von Jacob, dass ich Recht gehabt hatte: Erst bei Sonnenuntergang, als ihr Sabbat vorüber war und ihre Religion ihnen wieder das Anknipsen von Lichtschaltern und das Fernsehen gestattete, erfuhren die Kaplans, dass diese Welt sich von der unterschied, in die sie geboren worden waren. Wenn man keine Nachrichten hörte, sah die Landschaft unverändert aus. Später traf das natürlich nicht mehr zu, aber vorläufig, an diesem ersten Tag, schien die Erde noch sie selbst zu sein.

Wir wohnten in einer Sackgasse einer Siedlung von gleichförmigen Häusern, die in den 1970ern auf jeweils eintausend Quadratmeter großen Grundstücken mit verputzten Außenmauern und Asbest in Decken und Wänden gebaut worden waren. In jedem Vorgarten krümmte sich ein Olivenbaum, falls er nicht herausgerissen und durch einen angesagteren, durstigeren Baum ersetzt worden war. Die Gärten in unserer Straße waren gepflegt, aber nicht übertrieben. Gänseblümchen und Löwenzahn wuchsen über das lichte Gras verteilt. Rosa Bougainvilleen schmiegt sich an die Seiten fast aller Häuser, schwankten und schimmerten im Wind.

Auf Satellitenkarten dieser Zeit sieht unsere Reihe von Sackgassen ordentlich und parallel aus, jede mit einer dicken Ausbuchtung am Ende, wie zehn an einer Schnur hängende Thermometer. Sie gehörten zu einem Netz bescheidener Straßen, die in die weniger teure, dem Meer abgewandte Seite eines Hügels nahe der Küste gegraben worden waren.

Unsere Vormittage damals waren hell. Die Küchen lagen nach Osten. Sonne strömte durch die Fenster herein, während Kaffeemaschinen gluckerten und Duschen prasselten, während ich mir die Zähne putzte oder ein Outfit für die Schule aussuchte. Unsere Nachmittage waren schattig und kühl, weil die Sonne jeden Abend eine volle Stunde, ehe sie auf der anderen Seite ins Meer rutschte, hinter den schöneren Häusern oben auf dem Hügel verschwand. An diesem Tag warteten wir mit neuer Spannung auf den Sonnenuntergang.

»Ich glaube, sie hat sich ein bisschen bewegt.« Ich blinzelte.  
»Ich meine, sie geht eindeutig unter.«

Überall in der Straße fuhren elektrische Garagentore auf ihren Schienen hoch. Kombis und Geländewagen kamen heraus, voll beladen mit Kindern und Koffern und Hunden. Einige Nachbarn standen mit verschränkten Armen in Grüppchen zusammen auf ihrem Rasen. Alle beobachteten den Himmel, als warteten sie auf ein Feuerwerk.

»Schau nicht direkt in die Sonne«, sagte meine Mutter, die neben mir auf der Veranda saß. »Sonst machst du dir die Augen kaputt.«

Sie zupfte eine Packung AA-Batterien auf, die sie in einer Schublade gefunden hatte. Neben ihr lagen drei Taschenlampen auf dem Beton, ein kleines Lichtarsenal. Die Sonne hing weiterhin hoch am Himmel, aber meine Mutter war jetzt schon panisch wegen der Aussicht auf eine besonders lange Nacht.

Am Ende der Straße entdeckte ich meine alte Freundin

Gabby, die allein auf ihrem Dach saß. Seit ihre Eltern sie in eine Privatschule in der Nachbarstadt gesteckt hatten, sah ich sie kaum noch. Wie üblich war sie ganz in Schwarz gekleidet. Ihre gefärbten schwarzen Haare stachen vom Himmel ab.

»Warum hat sie sich die so gefärbt?«, fragte meine Mutter, die Gabby ebenfalls entdeckte.

»Weiß ich nicht.« Nicht sichtbar aus dieser Entfernung waren die jeweils drei Ohringe, die an beiden Ohren hingen. »Sie hatte wohl einfach Lust dazu.«

Ein tragbares Radio plapperte und brummte neben uns. Mit jeder Stunde gewannen wir mehr Minuten. Man stritt sich bereits um den Weizenpunkt – ich weiß bis heute nicht, ob das ein jahrzehntelang in den Glossaren von Fachbüchern vergrabener Begriff war oder ob er an jenem Tag geprägt wurde, als neue Antwort auf eine neue Frage: Wie lange können die wichtigsten Getreidearten ohne Sonnenlicht überleben?

Meine Mutter knipste die Taschenlampen an und aus, eine nach der anderen testete sie in ihrer hohlen Hand. Sie schüttelte die alten Batterien aus den Griffen und legte neue ein, als würde sie Pistolen laden.

»Ich weiß nicht, warum dein Vater mich nicht zurückgerufen hat«, sagte sie.

Sie hatte das schnurlose Telefon mit auf die Veranda genommen, wo es schweigend neben ihr lag. Immer wieder trank sie schnelle, lautlose Schlucke von ihrem Scotch. Ich erinnere mich an sie, wie sie damals war, an das Klirren der Eiswürfel im Glas, das seitlich herabtropfende Wasser, das sich überschneidende Ringe auf dem Beton hinterließ.

Natürlich geriet nicht jeder in Panik. Sylvia, meine Klavierlehrerin, die gegenüber wohnte, arbeitete weiter in ihrem Garten, als wäre überhaupt nichts passiert. Ich sah ihr zu, wie sie

ruhig auf der Erde kniete, eine glänzende Schere in der Hand. Später machte sie einen gemächlichen Spaziergang um den Block, ihre Clogs klapperten auf dem Bürgersteig, die roten Haare lösten sich aus einem hastig geflochtenen Zopf.

»Hallo Julia«, sagte sie, als sie vor unserem Garten ankam. Meine Mutter lächelte sie an, sagte aber ihren Namen nicht. Sie waren ungefähr im selben Alter, aber Sylvia wirkte immer noch irgendwie mädchenhaft und meine Mutter nicht.

»Sie machen keinen besorgten Eindruck«, sagte meine Mutter.

»Que sera, sera«, meinte Sylvia. Ihre Worte waren ein langer Seufzer. »Sage ich immer. Es kommt, wie es kommt.«

Ich mochte Sylvia, wusste aber, dass meine Mutter sie nicht mochte. Sylvia war kühl und zart, und sie roch nach Lotion. Ihre Arme waren schlaksig wie Eukalyptusbäume und oft mit klobigem Türkisschmuck bereift, den sie zu Beginn meiner Klavierstunden abnahm, um enger mit den Tasten kommunizieren zu können. Sie spielte immer barfuß.

»Oder vielleicht denke ich auch nicht klar«, sagte Sylvia. »Ich bin mitten in einer Reinigung.«

»Was ist eine Reinigung?«, fragte ich.

»Fasten«, sagte Sylvia.

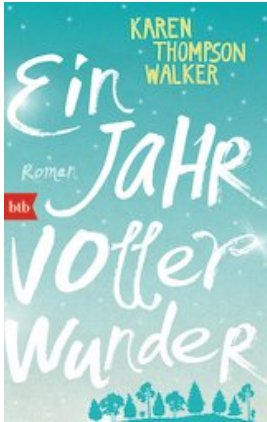
Sie beugte sich zu mir vor, um es zu erklären, und ich hörte meine Mutter die Taschenlampen hinter ihren Rücken schieben. Ich glaube, ihre Angst war ihr plötzlich peinlich.

»Kein Essen, kein Alkohol, nur Wasser. Drei Tage lang. Deine Mutter hat das sicher auch schon mal gemacht.«

Meine Mutter schüttelte den Kopf. »Ich nicht«, sagte sie.

Ich war mir des Whiskys bewusst, der neben meiner Mutter auf dem Boden schwitzte. Einen Moment lang wurde nichts weiter gesagt.

»Wie dem auch sei«, sagte Sylvia schon halb im Gehen.



Karen Thompson Walker

## **Ein Jahr voller Wunder**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74556-2

btb

Erscheinungstermin: April 2015

### Der internationale Bestsellerefolg

Julia sitzt mit ihren Eltern Joel und Helen gerade am Frühstückstisch, als die Neuigkeit über sie hereinbricht: Die Erde dreht sich plötzlich langsamer. Tage und Nächte werden länger. Jegliche Orientierung geht verloren. Auf einmal ist alles anders. Denn auf einmal könnte jede Entscheidung die letzte sein. Als Julias Vater mit dem Gedanken spielt, seine Frau für Julias Klavierlehrerin zu verlassen, die sich nicht von der allgemeinen Panik anstecken lässt. Und Julias Mutter gegen ihre Depressionen ankämpft. Und als Julia sich zum ersten Mal verliebt ...

 [Der Titel im Katalog](#)